Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Meine Büste
Autor: Beran, Felix
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571743

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Igel, die allerliebst erzählt und illustriert ist und von der Liebe des Dichters zur Tierwelt beredtes Zeugnis ablegt, wie auch die ganz reizende Geschichte vom alten, geplagten Karrengaul, der von den Zeiten träumt, da er die „Maikönigin" trug und die schöne Erzählung vom „Weg ins Leben", den die jungen Füchslein antreten. Nicht nur Kinder werden an diesen feinen, besinnlichen Fabeln herzliche Freude haben. Aber auch der uns längst bekannte Huggenberger kommt zum Wort: der Schilderer und Darsteller des Bauernlebens und -wesens. Da nehmen wir Teil an einem „Marktgang", den der Dichter als Knabe einst an der Seite seines Vaters zurückgelegt hat, und werden bekannt mit allerhand lebendig geschauten Typen aus dem Stand der Landwirte und Händler, und als allerbeste dieser lebenswarmen Geschichten sei besonders die vom kreuzweisen Christbaumdiebstahl hervorgehoben, die den Titel trägt: „Der Maispacher holt einen Christbaum". Wer da nicht herzhaft lacht, wenn er liest, wie die zwei Nachbarn mit ihren „gewilderten" Christbäumen einträchtig heimwärts wandern, von guter Nachbarschaft reden und wissen, daß ein jeder sein Bäumchen im Wald des andern geholt, der hat keinen Sinn für echten, gesunden Humor! Wahrhaftig, so ist's, so wird's getrieben — und nicht nur das: so, genau so, wie's bei dem Maispacher dargestellt wird, so taucht der schwarze Gedanke allmählich auf, wird zum innern Zwang, bis es gar nicht mehr anders geht! Zum Schlusse aber erzählt der Dichter noch ein reizendes Märchen. Wie der Riese Buloth und der Zwerg Rosenhold die Rose Friedeblüth suchen und nach vielen Fährnissen und Wirrnissen schließlich finden, das ist der Inhalt dieser kleinen Dichtung. Die Friedenssehnsucht unserer Zeit hat dem Märchen Pate gestanden, das in seiner Art trefflich erzählt ist, tiefsinnig und beziehungsreich, und selbst den noch zu erquicken vermag, der über die trübselig-traurige Zeit zum Misanthropen geworden ist. Zwischen den Prosastücken finden sich auch eine Reihe von echt lyrisch empfundenen Gedichten, bereits aus Huggenbergers Sammlungen bekannte und neue in bunter Abwechslung. Eins besonders ist von geradezu prachtvollem Empfindungsgehalt: „Der Föhn"; es erinnert an ein Volkslied und ist ein Stimmungsbild von unnachahmlichem Zauber. Kurz, Huggenbergers „Strauß für die Jungen und die jung geblieben sind" sollte nicht übersehen werden, wo man nach guter Jugendlektüre sucht; es sind gesunde, prächtige Blumen, zartere und derbere, die alle einen heimatlich-würzigen Duft ausströmen, erfüllt sind von echter Poesie, und die Kinder und die Erwachsenen werden sich gern daran erfreuen und erquicken.

Aloys Hugonnet, Morges.
Bildnis (Zeichnung, 1915).

Hans Müller-Bertelmann.

Meine Büste.

Nachdruck verboten.

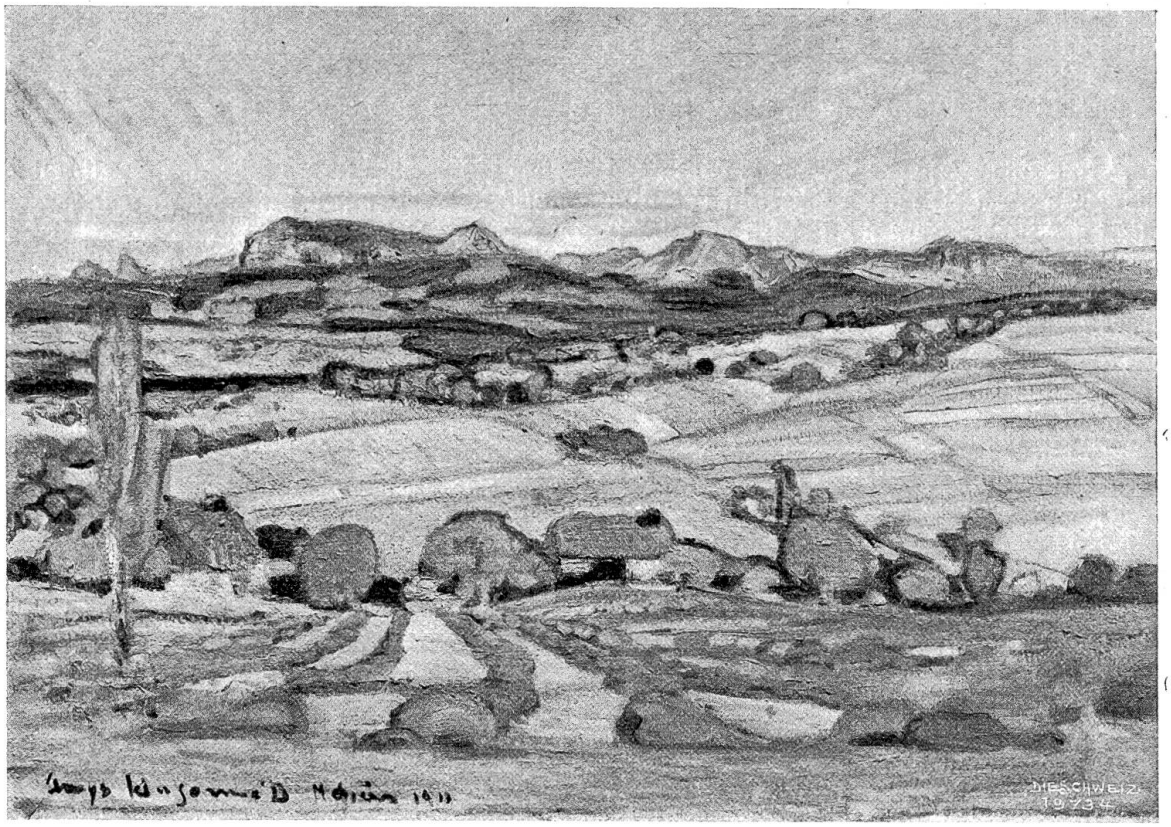
Skizze von Felix Beran, Zürich*).

Ein hoher heller Raum. Alles Licht kommt von oben. Ein großspuriger Eisenofen jagt die Märzluft aus unserer gemütlichen Ecke. Und ein breiter Diwan, das Kopfende mit Kissen überstopft, ist der Sitz. Auf dem runden Tisch eine graue Leinwanddecke, darauf liegen Tannenzweige in lebender Natürlichkeit hingestickt.

Ein Holzklotz steht auf einem Schraubbock. Trotzig und schwarz und splintfaserig. Das soll Mahagoni sein. Ein paar frische Hiebe, und das schöne helle Holz zeigt die Wuchsadern frei. Ganz hell, fast weiß ist es. Und ich meinte immer, Mahagoniholz wäre rotfarben.

Ein Springbrunnen von Splittern und Spänen und Schnipfeln und Schnitzeln steigt auf und fällt kreisrings zu Boden. Hin und wieder raketengleich ein einzelner Hochflieger. Die Hiebe fallen reich, dicht,

*) Aus der Sammlung „Vom lieben Ich", vgl. „Die Schweiz" XIX 1915, 635 f. („Mein Christus"); XX 1916, 603 ff. („In Gefahr"). 686 f. („Spazierengehen").



Aloys Hugonnet, Morges. Heuet im Jura (Studie, 1911).

sicher, pausenlos. Ich kann gar nicht verstehen, warum der bildernde Freund mich dabei manchmal flüchtig beaugt. Es ist keine Beziehung zwischen mir und jenem Holz, das zerstückt wird. Es ist, als sollte in rasender Eile kleinster Brennstoff daraus werden und indessen müßte die heftige Bewegung das schlimmste Frieren hinhalten.

Jetzt fallen die Hiebe langsamer. Der treibende Hammer ruht, und ein scharfes Rundmesser wird von der biegenden Hand ans Holz gezwängt. Fast ist es, als wollte das ein Kopf werden. Eine zurechtgebeilte, fasernde, bleiche Kopferscheinung ... Nach einer Weile tritt ein Teil der Stirne ins Erkennen. Gewölbt, geadert, liebend geglättet, und ich stehe ganz dicht dabei und erlebe die Wiedergeburt meiner äußern Erscheinung.

Der Kopf des Menschen ist wohl sein eigenstes Werk; denn das eigenste Denken und Wollen, Hoffen und Erleben gräbt unbewußte, doch selbst geschaffene Linien, Furchen, Wellen und Ueberkreuzungen ohne Ende. Willenskraft und Sinnlichkeitsart bestimmen Mund und Kinn, und das Erarbeitete besiegt das Ererbte oder deckt es doch zu.

Mit überraschender Plötzlichkeit sehe ich mich diesem erstarrten Ich gegenüber. Das ist keine glatte Spiegelung, vor der man die Miene zurechtrücken kann wie eine Halsbinde. Es ist eine künstlerische Schöpfung: mein Ich, gesehen durch den mitmenschlichen Nachbildner. Vieles überrascht mich daran. Diese Ueberraschungen sind teils lächelnder, teils nachdenklicher Art. Jedes Betrachten auf ansehnliche oder vorteilhafte Wirkung scheidet vorerst aus. Auch vorerst jedes Glück über die Gabe und jedes Freuen auf ihren Besitz. Das Erleben der Entstehung war heiter, kraftvoll und anmutig. Das Erleben der fertigen Arbeit ist tiefernst. Es ist ein Entschleierungsmoment, gebracht durch einen neuen Lichtstrahl zur Selbstbeschauung. So sah dich der Freund! Und wir starren einander an. Mich der Kopf aus den tiefen Augenbohrungen, ich ihn. Fast ist es ein Kampf. Ganz langsam beginnen wir einander zu verstehen. Schon sehe ich freundlicher hinüber. Und als wäre es doch ein Spiegelbild, blickt es auch freundlicher auf mich zurück.

Jetzt steht er neben mir in meinem Arbeitszimmer. Eine hellgrüne Patina

schmückt das vollendete Kunstwerk. Ich beginne Freude zu sammeln über die Gabe und Dankgefühl für den Künstler.

Der Kopf blickt mir über den Arm, wenn ich schreibe, und ist still und geduldig, wenn ich ihn nicht beachte. Er vertreibt sich die Zeit mit Schauen und etwas Spott um die Lippen. Woher er das nur hat?

Er kann ernst sein, und er kann aufrichtend wirken. Manchmal schiele ich wie fragend zu ihm hinüber. Aber meist blicken wir einander froh und mit freundschaftlichem Verstehen gerade ins Gesicht.

Blind.

Nachdruck verboten.

Skizze von Rosa Weibel, Zürich.

Er ist so aus dem Kriege heimgekommen. Das eine Auge wurde ihm durchschossen, das andere ging verloren, weil er zwei Tage lang auf Hülfe warten mußte, zwei Tage, die ein Leben voll Qual ausfüllten. Jetzt hat er noch seine Mutter. Jeder Blinde sollte eine Mutter haben. Sie ersetzt wie sonst nichts in der Welt das Augenlicht. Seine Mutter liest für ihn, schreibt für ihn, denkt für ihn. Sie sagt: „Der Abend ist golden. Ueber dem Hügel schweben kleine Wolken, unten sind sie rot, oben schwarz. Siehst du sie?"

„Ich sehe sie ganz deutlich, Mutter."

„Da sind eine Menge Nüsse vom Baum gefallen." Sie tritt auf die grünen Schalen. „Riechst du?"

„Ja, Mutter, es riecht nach Herbst."

„Setzen wir uns hieher, da fühlst du den Wind. Tina kommt, die Grasgabel auf der Schulter, durch die Wiesen, Gesicht und Arme braun wie eine Indianerin. Drüben bei der Scheune liegt auch Hektor. Möchtest du, daß er kommt? Hektor!"

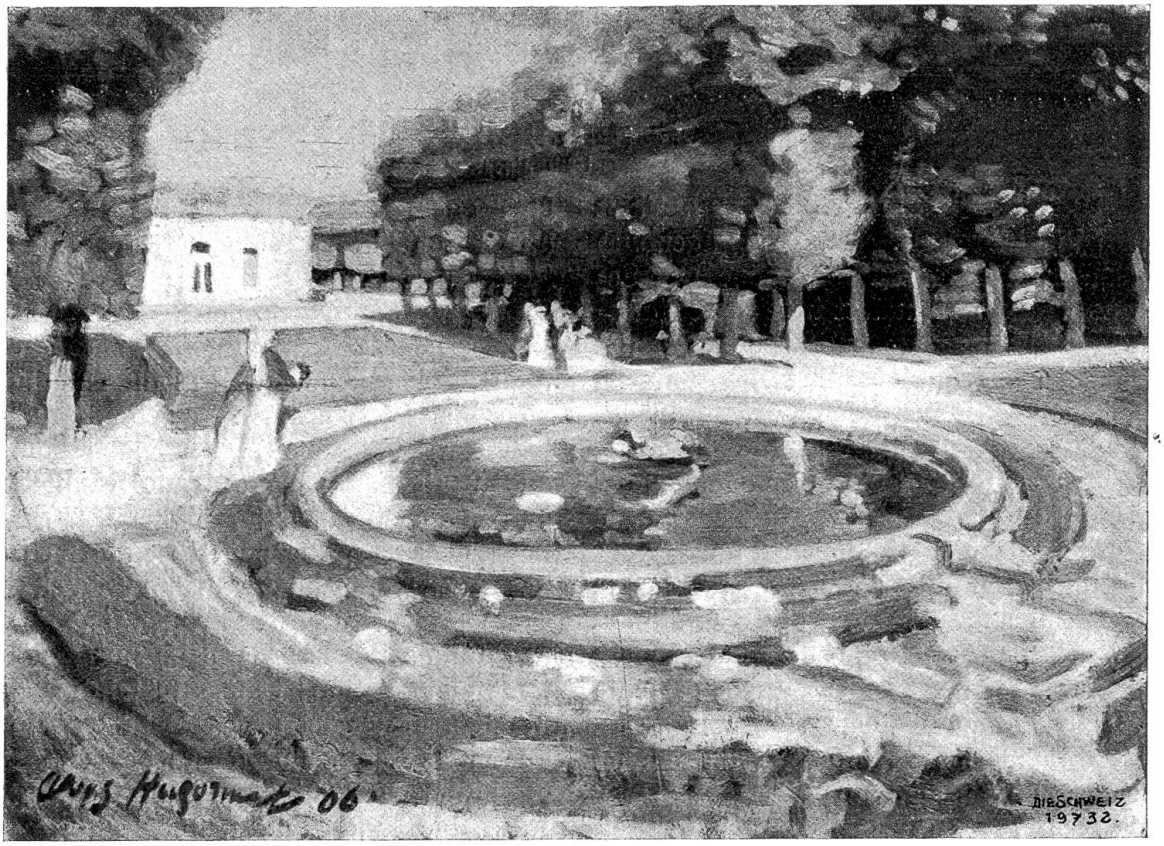
Der Hund leckt seinem Herrn die Hände, legt die Schnauze auf sein Knie und schaut voll Liebe in das erloschene Gesicht des Blinden. Der streichelt ihm den Kopf.

„Trägst du das grüne Kleid mit den großen Knöpfen, Mutter?"

„Ja."

„Ich sehe dich gut, Mutter."

„Mußt du dich sehr anstrengen?"



Aloys Hugonnet, Morges. Trianon (1906).